

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 92.

Mittwoch, 21. April.

1915.

## Herrlicher des Ozeans.

(Schluß.)

Novelle von Marcello Nogge.

Nachdruck verboten.

Jede Mahnung Skottwells, Ruhe zu bewahren, war vergeblich, und mit Mühe und Not gelang es Ethel endlich, sich durch die aufgeregten Massen einen Weg zu bahnen und ihre Kabine auf dem dritten Deck zu erreichen. Nur ein Gedanke lebte in ihr, — ihr frisches Kind. Die Boje hatte bereits in dem allgemeinen Wirrwarr und ersten Schrecken ihren Posten verlassen. Die Kabinentür stand offen. Außer sich und halb verzehrt von Angst um ihren Liebling stürzte die Mutter durch die schmale Nebentür. Das rosige Licht brannte dort mit gleichmäßigem traulichen Schein, und Klein-Elsie lag fest schlafend in den weichen Kissen. Das zarte Mundchen ein wenig geöffnet, die kleinen Fäuste gehallt, ging der Atem in ruhigen tiefen Zügen auf und nieder. Ethel achtete nicht des kostbaren Kleides und sah, die Schrecken dort oben vergessend, am Bett ihres Kindes in die Knie, den Mund auf die kleinen Händchen gedrückt. Die brüllenden Signale der Dampfpfeifen, dazwischen die schrillen Bootssyfse und das wilde Lärmen der sich in die Boote begebenden aufgeregten Passagiere, — nichts hörte sie mehr.

Wie lange Ethel neben ihrem friedlich schlafenden Kinde gelegen haben möchte, wußte sie wohl kaum anzugeben. Plötzlich Schritte. Die junge Frau fährt auf; — sollte gar ihr Mann jetzt kommen, nach ihr zu suchen? Sie wollte ihn nicht sehen. In dieser Stunde nicht. Eine laute, doch angenehm fliegende Männerstimme schallt hinter ihr. Ein Matrose steht in der geöffneten Tür zum Kabinengang. Deutsche Worte sind es, die an ihr Ohr schlagen: „Halloh, meine Dame, nun aber man schnell. Klappe zehn Minuten, und von dem verdammten Kasten hier ist nichts mehr übrig.“ Ein Schauer geht durch Ethels schlanken Gestalt. Sie antwortet in deutscher Sprache: „Ich kann nicht weg. Mein Kind ist frank!“ Der Maat ist kurzerhand eingetreten und schaut gutmütig lächeln auf die Frau und das Kind im Bettchen nieder. „Es geht aber nicht anders. Wir werden Sie doch nicht mit der Kleinen hier elend wie zwei Katzen verlaufen lassen. Nun kommen Sie schon. — Wir packen das Kind eben hübsch warm ein.“ Und ehe Ethel etwas erwidern kann, hebt der biedere Bursch das erwachende Kind, das ihn mit großen erstaunten Augen anblickt, aus dem Kissen undwickelt Elsie in eine große warme Wolldecke, daß das Körperchen der Kleinen, die gar keine Angst zu spüren scheint und sogar ein ganz klein Lächeln lacht, als er ihr gutmütig lächelt über das zierliche Näschen streicht, fast darin verschwindet. „Nun nehmen Sie auch so ein warmes Tuch um, meine Dame“, wendet sich der Maat an die fassungslos dastehende Ethel, ihr ausgeschnittenes Gesellschaftskleid nachdenklich mustern. „Es wird draußen eifig kalt werden, und zwei Stunden können gut vergehen, bis das englische Schiff hier ist, wenn sie nicht eher schon die Küste erreicht haben.“ Sie läßt es mechanisch geschehen, daß er ihr einen großen Schal um die Schultern legt. Alles andere muß hier

liegen bleiben. Es ist höchste Zeit. Die letzten Signale oben an Deck mahnen zur Eile.

Der riesige Maat schreitet, das Kind vorsichtig auf dem Arm tragend, voran. Die Gänge hinauf und wieder hinunter bis zum Bootsdock. Niemand begleitet ihnen und die dahin eilen, haben mit sich selbst genug zu tun.

Endlich treten sie durch eine Seitentür ins Freie hinaus. Dichter Nebel schlägt ihnen entgegen. Der Lichtschein eines elektrischen Reflektors rinnt wie ein gespenstischer weißer Strom durch die unsichtige Nacht und läßt das Reeling erkennen, von dem eben die letzten Passagiere und die Offiziere das Riesenenschiff verlassen. Im blauen Licht des Scheinwerfers sieht Ethel in diesem Augenblick als eine scharfe Silhouette sich die Gestalt eines schlanken Mannes abzeichnen. Ein unerklärliches Gefühl des Schreckens und der Hoffnung zugleich durchzuckt Ethels Seele, als von dort her eine ruhig männlich-schöne Stimme aus dem Nebel klingt: „Höchste Zeit, Klausmann! — Haben sich noch Leute unter Deck gefunden?“

„Zu Befehl, Herr Kapitänleutnant, — eine Frau und ein Kind.“

„Gut, dann kann das Boot hinunter.“

Zest wendet er das Gesicht Ethel zu, und ein halb-unterdrückter Schrei entringt sich den Lippen des jungen Weibes: „Walther...!“

Sie ist dicht an ihn herangetreten. Auch der Offizier scheint überrascht und greift grüßend an die Mütze. „Meine Name ist allerdings Walther, gnädige Frau. — Walther Ahrens...“

„Sie kennen mich nicht mehr. Sie wissen nicht mehr damals, — drüber in Deutschland...“ Ein Gedanke blitzt in Ethel wie ein leichter Hoffnungsschimmer auf. Sie hebt beschwörend ihre Hand, das dunkle Tuch fällt achtlos von ihren weißen Schultern und ihr rotblondes Haar flammt im Licht des Scheinwerfers wie glühendes Gold auf.

„Walther, bei allem, was Sie mir damals schworen, — bei meinem frischen Kinde, Walther, — seien Sie gnädig mit uns und diesem unglücklichen Schiff. — Ja, ich will es Ihnen in dieser furchtbaren Stunde sagen, — ich liebte Sie, Walther! — O, glauben Sie nicht, daß ich wirklich schlecht war, als ich mein Versprechen brach.“

Es kam ihr von den Lippen, sie wußte es selbst nicht. Wie hätte die stolze Ethel Gerryman dies einem Manne gesagt, — doch noch konnte sie vielleicht alles retten. Er würde sich erbitten lassen. Mit dem feinen weiblichen Instinkte hatte sie bemerkt, wie Ahrensens Augen einige Sekunden wie bewundernd über ihr Haar und ihre Gestalt geglitten waren, um die das Tuch jetzt im leichten Seewind wie ein dunkler Schatten wehte.

Sie vermochte seine Hand zu ergreifen. Einen Augenblick lang lagen ihre Finger in den seinen, — wie damals; sie glaubte zu fühlen, daß seine Hand ein

wentig zitterte, — doch es mußte Täuschung gewesen sein, denn seine Stimme klang ruhig, wie vorher: „Ich bedauere von Herzen, gnädige Frau, Sie in dieser für uns beide peinlichen Lage wiederzusehen, doch ich bin im Dienste des Vaterlandes, da schweigen alle anderen Gefühle. Derselbe Dienst half mir ja auch getreulich in Pflichterfüllung und steter Arbeit eine Zeit überwinden, in der ich glaubte, nicht mehr auf dieser Welt weiterleben zu können. Heute habe ich diesen Schlag verwunden. Alles Gute, gnädige Frau, für Sie und Ihr Kind. Sie werden in nicht langer Zeit drüben glücklich landen und bald den kleinen Zwischenfall vergessen haben, den wir „Barbaren“ Ihnen bereitet haben, ohne Ihnen dabei ein Haar zu krümmen.“

Eine kurze militärische Verbengung. Gleich darauf befand sich Ethel unten im Boot. Sie sah Walther Ahrensen Gesicht noch einen Augenblick auftauchen, als er sich herunterbeugte und ihr das Kind zureichte. Mit einem Aufschrei drückte sie das kleine Wesen an sich, — es war ihr, als habe sie es von ihm, den sie liebte, neu empfangen. — — —

Als die junge Mutter nach und nach zu sich kam, schauerte sie unter dem feuchten Nebel, der das Boot wie eine dichte Hölle umspannte, jäh zusammen. In der Ferne sah man den grellen Lichtstreifen vom Scheinwerfer des deutschen Unterseebootes auf und nieder blitzen. Drüben hob sich der mächtige Rumpf des zum Tode verurteilten Ozeanriesen und erschien in der unsichtigen Luft wie ein drohendes furchtbare Ge-  
spenst. Tausende kleine Lichter zeigten die Stätten an, wo vor kurzen Minuten noch zahlreiche Menschen geweilt, wo Musik geklungen und an blumengeschmückten Tischen betrete Stewards diensteifrig ausserlesene Speisen aufgetragen hatten. Eine kleine Spanne Zeit, — und ein dumpfer Knall zitterte durch die Nacht. Die tausend Lichter schienen Leben zu erhalten, schienen sich langsam zu beugen, — nach vorn, — immer weiter und weiter, — schon erlosch die unterste Reihe. — Ethel drückte ihr heißes Gesicht tief in das Tuch, das den Kopf ihres Lieblings umhüllte, das ein ruhiger Kinderschlaf friedlich umfing. — — —

Als sie wieder aufzublicken wagte, war die Stelle, wo noch eben die „Britannic“ mit ihren glänzenden Salons, Kabinen, Wintergarten und prächtigen Promenadendecks gelegen hatte, leer. Die unendlichen Wogen des Atlantik rollten über alle diese Herrlichkeit dahin. Ganz weit, schon fast am Horizont, verschwand ebenso plötzlich, wie es gekommen war, das Blinken eines Scheinwerfers. Dort ging Walther Ahrensen wieder in die grüne Tiefe hinunter, die sein Element war. Ethel vermochte diesen Mann, der solchen Schrecken über sie gebracht hatte, nicht zu hassen. Es war vielmehr wie ein Glückgefühl, das sie jetzt empfand, ein Gefühl des Stolzes auf ihn, der für sein geliebtes Vaterland solche Daten zu vollbringen wußte, der sich kühn den Gefahren der Tiefe aussetzte, und doch so schlicht und bescheiden vor ihr gestanden hatte, wie einst im Dünentäschchen an der Nordseeküste. In dieser Stunde gelobte sich Ethel, daß sie ihr Kind lehren wollte, vor den Deutschen Achtung zu haben und Liebe zu einem Volke, das solche Helden befaßt.

Der „Union Jack“ hoch über der „Britannic“ war in die Wellen gesunken. Ahrensen Unternehmungen war gelungen, England einen zum Hilfskreuzer ausserordentlichen Dampfer von der Klasse dieses Riesen unschädlich zu machen.

„Alle Mann an Bord“, ging das Kommando. Es fehlte niemand. Ahrensen gab den Befehl, das Boot zu schließen. Von seinem Kommandostand klangen ruhig und sicher wie stets seine Befehle. Einige Sekunden später — das Boot sinkt unter die Wasseroberfläche und schnellt in den nachtschwarzen Atlantik hinaus, neuen Daten entgegen.

Einen Augenblick drückt der Offizier seine Hand auf das Herz, es ist ihm, als sehe er noch einmal die geliebte Gestalt jener Frau, die er nie vergessen hatte,

— dann tritt er an den Spiegel des Periskop und sucht mit wachsamem scharfen Auge den dunklen Horizont ab. Eine eiserne Ruhe beherrscht Ahrensens Miene. „Drei Strich West-Nord-West feindliche Schiffe. Boot klar zum Torpedieren!“ —

Die „Glasgow“, von der Ven Griffith im Antennenturm der „Britannic“ das letzte Telegramm aufgesangen hatte, erreichte die irische Küste nicht mehr.

Herr der Ozeans, wird dir nicht bange in deiner eigenen Überhöhung? — So zittere, stolzes England, wenn der elektrische Funke zu deinen Schiffen jenen schlichten Buchstaben „U“ hinüberträgt, den sich der brave Griffith nicht zu erklären wußte. — — —

— Ende. —



Die wahre Freundschaft zeigt sich im Verfolgen zur rechten Zeit, und es gewährt die Liebe gar oft ein schädlich Gut, wenn sie den Willen des Fordernden mehr als sein Glück bedient.  
Goethe

## Die deutsche Frauenwelt in amerikanischer Beleuchtung.

Als kürzlich die Nachricht durch die deutsche Presse ging, daß eine Abordnung deutsch-amerikanischer Frauen in einer Audienz den Präsidenten Wilson gebeten, er möge dafür Sorge tragen, daß das neutrale Amerika keine Waffen und Munition an die Dreiverbandsmächte mehr ausführe, da glaubten wohl nicht wenige deutsche Frauentreize, daß sich die anderen amerikanischen Mitschwestern diesem Protest anschließen und so einen Druck auf die öffentliche Meinung ausüben würden. Daß sich diese Hoffnung nicht erfüllte, war vorauszusehen, denn abgesehen davon, daß die Frauen trotz aller Fortschritte, die sie im „femininen“ Amerika gemacht, politisch nur wenig vermögen, ist auch die Psyche der amerikanischen Frauen angelsächsischer Rasse von der der germanischen grundverschieden, und diese ist es doch, die allen Handlungen ihre Richtlinien vorschreibt und beeinflußt.

Es hat nun im letzten Jahrzehnt in den leitenden Kreisen der Vereinigten Staaten sowohl wie auch Deutschlands nicht an Bemühungen gefehlt, die gegenseitige Kultur beider Länder durch geeignete Kräfte zu studieren, um diese und die daraus resultierenden Lebensbedingungen dem Verständnis der weitesten Volkschichten näher zu bringen. Daß die an diese wichtige Mission geknüpften Hoffnungen nicht in dem Maße erfüllt werden konnten, wie man erwartete, lag an der Schwierigkeit der Aufgabe selbst. Diese restlos zu bewältigen, ist bisher keinem von denen gelungen, die diesseits und jenseits des großen Wassers sich ihrer widmeten. Auch jenseits desselben nicht. Zu diesen gehört auch Price Collier, der gegenwärtig als einer der angesehensten Schriftsteller auf politischem, volkswirtschaftlichem Gebiet von den Amerikanern geschätzt wird, auf deutschen Hochschulen studierte und dann seinen langjährigen Aufenthalt in Deutschland dazu benutzt, die deutsche Kultur in allen ihren Einzelheiten zu ergründen, um sie dem Verständnis seiner Landsleute näher zu bringen. Besonders bemerkenswert ist heute sein Urteil über die deutsche Frauenwelt für uns, das allerdings nicht fest umrisst, sich aus einer Fülle von Beobachtungen zusammenfegt und dem Amerikaner angelsächsischer Rasse ein Bild von der Stellung der deutschen Frauen geben soll, die diese im gesellschaftlichen und staatlichen Leben einnehmen.

Er findet es seltsam, daß man im Lande Goethes, wo „der Mann nach Freiheit strebt, die Frau nach Sitte“, Frauen mit Hunden zusammen durch die Straßen ziehen sieht, sie in den Wäldern fleißig und welles Laub zusammenfegen, in Sachsen und anderen Ländern Gartenarbeit verrichten und zu Hunderten barfüßig in den Rübenfeldern von Schlesien und anderen Gegenden Deutschlands arbeiten sieht, — wie Frauen auf den Fahrrädern hinunter gedrängt werden, während Männer auf dem Bürgersteig bleiben (1) — und wenn auf den Straßen und Eisenbahnen und anderen öffentlichen Verkehrsmitteln auch nur eine einzige weibliche hilfs-

Frau sich anstarren lassen muß", so ließe sich daraus der geistige und moralische Standpunkt des deutschen Mannes gegenüber der deutschen Frau erkennen. Ein Standpunkt, der übrigens auch schon in Gemälden hervorragender deutscher Maler älterer und neuerer Zeit festgestellt werden könnte.

Ob freilich der große Flanier Peter Paul Rubens auf seinem bekannten Gemälde „Das Urteil des Paris“, auf dem nach Colliers Ansicht „Paris und sein Freund eine überaus nachlässige Haltung zur Schau tragen und nicht gleichgültiger und überlegener dreinblicken könnten, wenn sie elegante Herren wären, die auf einer Tierschau über die Verdienste von Höhnerfelsen urteilen“, die „Über-Überlegenheit“ des Mannes hat darstellen wollen, dürfte wohl ebenso zu bezweifeln sein wie die gleiche Darstellungsabsicht Feuerbachs in seinem Gemälde über das obige Thema. Wenn Collier schon einige deutsche Maler als beweisführend für seine Ansicht ansieht, warum nennt er dann nicht die große Reihe jener berühmten deutschen Meister, die in Madonnen- und Kreuzigungsszenen die Mutterliebe und den Mutterschmerz verherrlichen, vor dessen Größe und Höhe selbst die „Über-Überlegenheit“ des Mannes sich beugt? Diese Herrschaft des Mannes refusiert sich aus einem Mangel in Ritterlichkeit“, denn „in keinem anderen Lande der kultivierten Gruppe von Nationen ist der Mann so naiv eitel, so entzündend selbstbewußt (?)“, so unwandert in der Manier der gebildeten Welt (?) und sieht sich so gelassen nicht nur über die Rechte der Frauen, sondern über die einfache Ritterlichkeit des Starken gegen die Schwachen hinweg wie in Deutschland“, so sagt er.

Geviß, er erkennt an, daß es in Deutschland nicht wenig ritterliche Männer gibt, deren Ritterlichkeit den Vergleich mit jedem Gentleman der Welt aushält. Leider kommt die große Masse der Deutschen mit ihnen nicht in Verührung (?), so daß ihr Beispiel verloren gehe und ihre vornehme Erziehung und Höflichkeit den „bürgerlichen Zeig“ nicht leichter mache. Trotz der von ihm gerügten „traurigen Unterwürfigkeit der Frauen, die nichts Besseres als diese engherzigen Herren kennen“, gibt Collier jedoch zu, daß die Stellung der deutschen Frauen in letzter Zeit eine große Wandlung durchgemacht hätte. Die Teilnahme derselben am politischen, wirtschaftlichen, literarischen und gelehrten Leben der Nation nehme immer mehr zu. Der „Rote-Kreuz-Verein der Frauen Deutschlands sei bewundernswert und ebenso vollkommen und leistungsfähig wie das Heer: mehr könne man wohl nicht sagen“. Auch das schwierige Problem der häuslichen Ausbildung werde in so vorbildlicher Weise zu lösen versucht, daß er zu einem Besuch dieser Bildungsanstalten den Amerikanerinnen nur raten könne. Wenn er trotzdem die amerikanische Haushaltsführung „für die beste der Welt“ hält, so ist das vom amerikanischen Standpunkt aus wohl zu verstehen, da eben die deutschen und amerikanischen Lebensgewohnheiten zu sehr voneinander abweichen. Freilich scheinen viele seiner Landsleute mit dieser „besten Haushaltsführung“ nicht einverstanden zu sein; denn wie anders ließe es sich erklären, daß in Amerika auf 100 000 Einwohner im Durchschnitt 333 Ehescheidungen kommen (wobei auf Washington als den westlichsten Staat 513 und Delaware als östlichsten Staat 48 Ehescheidungen auf je 100 000 Einwohner fallen). Eine Biffer, die also die höchste in den europäischen Ländern um das Doppelte übersteigt, wo es die Schweiz auf 32, Frankreich 28 und Deutschland gar nur 15 Ehescheidungen auf je 100 000 Einwohner bringt. Wenn also die vielgepriesene Erziehung der amerikanischen Frauen dahin führt, daß, wie Stimmen im eigenen Lager behaupten, die laxeste Moral der jungen Mädchen über die Ehe zutage tritt und zur Lösung einer solchen (wenn ihr diese aus irgend einem Grunde nicht zusagt) ein besonderes Raffinement entwidelt, um später den ehemaligen Geliebten mit Thessalen zu quälen, daß er Blut schwitze, und den Mann im übrigen nur als „Geldverdienstmaschine“ würdigt, dann brauchen wir die Amerikaner um dieses Resultat nicht zu beneiden.

So sehr sich einerseits Collier bemühte, die deutschen Verhältnisse rein objektiv zu betrachten und den deutschen Frauen und ihren Leistungen an entsprechender Stelle Lob spendet, so verurteilt er doch andererseits die Stellung derselben, eben weil er alles vom amerikanischen Gesichtspunkt aus betrachtet und seinen Landsleuten in amerikanischer Lichte zeigt. Das gegenseitige Verstehen der Nationen ist eben schwer zu überbrücken und es geht ihnen wie den Königsklinbern im Liede: „Sie konnten zusammen nicht kommen, das Wasser war viel zu tief.“

Karl-Gustav May.

### Aus der Kriegszeit.

Ostertage im Schützengraben. (Originalbrief.) Mr.,  
8. April. — — — Haben Sie Dank, herzlichen Dank für die freundliche Zusendung der Zigarren. Sie haben mir eine große Freude bereitet und dankbar werde ich Ihrer gedenken, wenn die blauen Wölchen mich umschweben. Sie glauben gar nicht, welche Freude jedesmal das Erscheinen der Post bei uns Kriegerleuten auslöst und wenn dann gar solch angenehme Überraschung darunter ist, ist die Freude doppelt groß. Mir geht es Gottlob gut, ja ich möchte sagen, recht gut. Seit einigen Tagen habe ich — fast möchte ich sagen glücklicherweise — eine leichte Hauterkrankung am Halse und deshalb bin ich aus dem Schützengraben nach hier verlaubt. Im Kreise einiger Kameraden, bei denen sich auch so kleine Beschwerden eingesetzt haben, verlebe ich nun recht gemütliche Stunden. Das durch, daß das Wetter, besonders an den Ostertagen, wo wir geradezu wolkenbruchartigen Regen hatten, den Aufenthalt im Schützengraben geradezu unerträglich gemacht hat, bin ich auf diese Weise um ein paar recht böse Tage gut herumgekommen. Gestern nachmittag stellte sich wieder ein Kranke ein, der — selbst quatschnaß bis auf die Haut, erzählte, daß in den Unterständen das Wasser mehr als handbreit hoch stünde. Tag und Nacht müssen die Kameraden bei dem anhaltenden strömenden Regen schöpfen, so daß an Ruhe und Schlaf nur wenig zu denken sei. Da ist man dann wirklich nicht böse, wenn man es etwas besser hat. Unsere Krananstube, wo wir zu acht drin hausen, ist der einzige, halbwegs erhaltene Raum im Erdgeschoß des sonst völlig zerstörten Hauses. Der Ort selbst ist völlig zerstört und macht mit seinen rauchgeschwärzten Trümmerhaufen und einsam gegen den Himmel ragenden Wänden und Balken einen ganz trostlosen Eindruck. Ungeheure Werte liegen in Schutt und Asche. Jetzt sind die Unseren hinter der Front tätig, um die Felder zu bestellen. Laufende von Hektaren werden von Dampfpflügen durchfurct und bestellt, damit sich dereinst die Hallen und Speicher unseres lieben Vaterlandes, das so schöne hat ausgehungert werden sollen, füllen. Wie lange wird dieser Kampf um Leben und Tod noch dauern?! An den drei Ostertagen haben die Franzosen nun schon zum tausendvierten Male versucht, die weit das Tal beherrschenden Höhen von B. zu stürmen und jedesmal bröckeln die Angriffe unter unserem Feuer — besonders dem unserer vor trefflichen Artillerie — in sich zusammen. Es ist furchtbar zu sehen, wie da geflammt wird. Und wie werden die Söhne des stolzen Frankreichs in den Kampf getrieben! Glauben Sie mir, es ist Tatsache: Schnaps bekommen sie und wenn dann die Stimmlung durch Alkohol und die Nachricht über einen „erfochtenen Sieg“ soweit ist, daß Begeisterung sie entflammst, dann wird Sturm geblasen und so, halb in Raserei, werden die Helden der Grande Nation in den Kampf gehecht. Unsere Truppen merken schon vorher an den drohend über den Rand des Schützengrabens gehaltenen Schnapsflaschen, was los ist. So erklären sich denn auch die furchtbaren Verluste, wenn sich der Vorhang wieder nach einem Alte des Zusammenbruches der französischen Offensive geschlossen hat. Heute mittag bin ich vom Arzte schon für „Schützengrabenverdächtig“ erklärt worden und werde wohl morgen oder übermorgen wieder ran an den Feind kommen. Nun, ich bin fröhlich, denke, dem Franzmann tüchtig eins aufzubrennen zu können und hoffe, daß Gott mir eine gesunde Rückkehr in die Heimat schenken wird. — — —

Kriegsfahrt nach Schlesien. (Brief eines Großstadters.) . . . Es ist sehr lehrreich, jetzt im Lande herumzufahren. Und es reist sich in dieser Kriegszeit sehr behaglich in Deutschland. Die Böge sind gut und schnell. Aber, wer nach Aufregung begierig ist, der bleibe hübsch zu Hause. Denn man sieht wenig Auffälliges im deutschen Vaterlande. Man sieht nur, wie alles ruhig seinen guten Gang geht und alles in Ordnung ist. Und man sieht überall die grüne Saat spritzen, die uns ein neues wirtschaftliches Rüstzeug liefern soll. Über Breslau hinaus hielen wir in einigen schlesischen Dörfern Umzüge. Kleine Pfarrdörfer liegen dort mit tausend und mehr Einwohnern, wo fleißige Bauern ein bescheidenes Dasein führen. Daneben aber dehnen sich auch große Rittergüter aus mit mehreren tausend Morgen Land, mit Wäldern und Teichen. Ein gut)

Teil der männlichen Bevölkerung steht natürlich draußen im Felde, aber auffällig war überall die große Anzahl von starken, kräftigen Jungschen. Und wenn man sich nach ihrem Alter erkundigte, dann hörte man, daß diese geborenen Soldaten kaum 17 oder 18 Jahre zählten. Welch eine gewaltige Reserve haben wir noch in diesem Menschenmaterial, besonders wenn man bedenkt, daß die gleichaltrigen Franzosen dagegen schwache Kinder sind, die ja jetzt schon nach dem Willen der französischen Machthaber hinaus ins Feld geschickt werden, während wir noch nicht einmal unsere 20jährigen zu den Waffen zu rufen brauchten. Also, wir halten auch mit dem Menschenmaterial durch. Die Brotkarte ist in den schlesischen Dörfern nichts Fremdes, wenn auch die Schlesier, wie immer, ihren eigenen Kopf und ihre eigene Brotkarte haben und sich nicht nach dem Berliner Muster richten. Man ist aber den Berlinern auch insofern noch überlegen, als man hier schon festgesetzt hat, daß ein Kind von weniger als 4 Jahren keinen Anspruch auf eine volle Brotkarte hat. Wahrhaft erfrischend ist ein Weg durch die Felder, die wohlbestellt sind oder der leichten Handgriffe des Landwirts harren. Die grüne Saat ist überall schon ein gut Stück aus dem Boden heraus. Und der Bauer wartet nur noch darauf, daß die Sonne den Boden ein wenig wärmt und trocknet, um dann die noch freien Ackerstücke mit der wertvollsten Frucht des Kriegsjahres, der Kartoffel, zu bestellen. Ja, die Kartoffel, man ist ausreichend versorgt damit. Zum Teil steht die Knollenfrucht noch in den Mieten, aber jeder Landmann weiß ganz genau, wie groß sein Schatz in dieser Erdgrube ist. Auch an Getreide fehlt es nicht. Und das Urteil landkundiger Leute geht dahin, daß in diesem Landstrich die Bevölkerung bis zur nächsten Ernte reichlich versorgt ist. Auch an Futtermitteln fehlt es nicht, nachdem noch im März auf genossenschaftlichem Wege beträchtliche Einfüsse gemacht wurden. Zu teuren Preisen freilich, aber jeder Mangel ist dann auch gebannt. Auf ein neues Angebot an Futtermitteln könnten einige dörfliche Genossenschaften daraufhin auch kurz erläutern: Nein, wir danken, wir sind eingedeckt! Das gilt alles nicht nur für die Kleinbesitzer, sondern auch für die großen Herren mit ihren Riesenbetrieben. Ihnen ist die wirtschaftliche Vorsorge noch leichter gefallen. Und einige Bauern behaupten sogar, daß die Großbesitzer irgendwie vor der Erhöhung der Futtermittelpreise von der bevorstehenden Wagnahme Wind erhalten und sich so rechtzeitig versorgt hätten, während der kleine Mann später die höheren Preise zahlen mußte. Im übrigen herrscht überall gute Übersicht und der ernste Wille, durch eifige Arbeit dafür zu sorgen, daß die grünende Saat auch gute Frucht bringt.

L. C.

Die Russen in den christlichen Liebesanstalten zu Karlshof. Ein unvergleichliches Denkmal russischer Zerstörungswut und sinnloser Grausamkeit wird für alle Zeiten die Heimsuchung der Karlshöfer Anstalten in Ostpreußen bleiben. Drei Kilometer von Rastenburg, einer kleinen ostpreußischen Garnison, entfernt liegen die evangelischen Anstalten der Inneren Mission in Karlshof. Christliche Liebe und Wohltätigkeit hat sie erbaut. Es gehören zu ihnen eine Anstalt für Epileptische und Schwachsinnige, zwei Kinderheilstätten, ein Siechenhaus, ein Arbeitslosenheim, ferner ein großes, mehrstöckiges Krankenhaus und schließlich eine Erziehungsanstalt für schwulentlassene Fürsorgezöglinge, in der über 100 sittlich gefährdete Jünglinge zu einem ordentlichen Beruf erogen werden. Die ganzen Anstalten stehen unter dem Protektorat der Kaiserin, sind nach dem Vorbild der Bodelschwinghschen Anstalten im Jahre 1881 erbaut und wurden 80 Jahre hindurch von Pfarrer Dr. D. Dembinski bis zu seinem Lebensende, jetzt von dessen Sohn geleitet. 1500 Personen finden hier Pflege und Arbeit. — Eines schönen Tages wurde nun Karlshof von den Russen ohne jeden Grund regelrecht beschossen. Ein Zug russischer Infanterie unter Führung eines jungen Offiziers sollte Karlshof „erobern“. Das Aufhissen von weißen Flaggen bewirkte nur, daß noch stärker gefeuert wurde. Als der Anstaltsleiter das Gehöft verließ, um zu sehen, ob sich etwa noch außerhalb der Anstalt Flüchtlinge aufhielten, zog er das Feuer des ganzen Zuges auf sich. Die Kugeln pfiffen um ihn herum. Die Russen drangen dann in den Hof ein, schossen blind in die Fenster der Häuser hinunter und legten Feuer an eine große Scheune. Vier Kräfte wurden durch das Schießen verwundet, zwei fortgeschleppt, einer von ihnen noch auf dem Felde erstickt. Auch das nahe Rastenburg war inzwischen vom Feinde besetzt. Am nächsten Tage begab sich der Anstaltsleiter dorthin, um vom russischen

Gouverneur die Freilassung der fortgeschleppten Kräften zu erbitten; ein Kranker aus Moskau, der als Dolmetscher dienen sollte, und der Unfallsarzt begleiteten ihn. Der Gouverneur ließ den Anstaltsleiter und den Kranken, nachdem er sie mit halbem Ohr angehört hatte, ohne weiteres gefangen nehmen. Den flehentlichen Bitten dritter Personen gelang es jedoch, schließlich beide wieder los zu bitten. — Die, wie erwähnt, von den Russen angezündete Scheune mit der ganzen reichen Ernte verbrannte vollständig. Täglich sah die Anstalt nun Besuche vom Feinde, der anscheinend argwöhnte, es möchten in den großen Häusern deutsche Soldaten verstekkt sein. Bald darauf rückte eine größere russische Truppenmasse an der Anstalt vorüber auf Löhen zu. Ein Seiteneckung dieser Truppen nahm ihren Weg über den zur Fürsorge-Erziehungsanstalt gehörenden Freihof und hielt hier acht Pferde, eine Anzahl Geschieße und Sättel, einige Wagen und anderes Brauchbares mitgehen. Die ganze nach Löhen abmarschierte Truppe kehrte jedoch bald wieder zurück. Jedenfalls hatten die Russen inzwischen Kunde von dem Siege bei Tannenberg erhalten, wovon man in der Anstalt, die von jeder Verbindung abgeschlossen war, natürlich nichts wußte. In der folgenden Nacht hörte man wiederholte gewaltige Krachen in der Nähe der Anstalt, daß von Sprengungen an der Bahnlinie herrschte, die ganze Anstalt erschüttert ließ und alle Insassen in großen Schrecken versetzte. Am nächsten Tage kamen die Russen wieder, aber zum letzten Male; schon wenige Tage darauf wurden die ersten deutschen Truppen mit Jubel begrüßt. Der Einfall der Russen hat Karlshof einen Schaden von nicht weniger als 100 000 Mark zugefügt.

Der Handel mit wilden Tieren in Kriegszeiten. „Paviane stehen hoch im Preise, Alligatoren sind knapp; jeder, der einen taifunischen Marderbären, einen Seelöwen oder selbst so gewöhnliche Tiere wie einen Polarbären oder ein Nabelschwein sein eigen nennen will, muß mindestens das Doppelte wie vor 12 Monaten zahlen.“ Diese traurigen Eröffnungen mache einem Berichterstatter der bekanntesten Menageriebesitzer Englands, John Hamlyn. Und wer ist daran schuld? Natürlich die Deutschen. „Alles das kommt von diesem teutonischen Christen, der alles an sich reißt und auch für den Handel mit wilden Tieren ein richtiges Monopol erlangt hat.“ Während die englische Hausfrau über die steigenden Preise von Butter und Eiern jammert und angstvoll die Kohlen- und Holzfeuerung beobachtet, hat diese Teuerung noch in ganz anderer unerwarteter Weise um sich gegriffen. Obwohl England sich ein Weltreich nennt, in dem die meisten Tierarten der Erdfauna leben, ist die Auffuhr von lebenden Vögeln und Robben, von Stinktieren und Affen, von bunten Papageien und Riesenschildkröten, kurz von all dem, was ein richtiger zoologischer Garten braucht, außerordentlich eingeschränkt und droht zu versiegen. „Es ist schon so weit“, flagte Hamlyn, „daß man wilde Tiere bald überhaupt nicht mehr bekommt, und alles das nur, weil Deutschland diesen Handel mit Beschlag belegt hat, weil es sich zum internationalen Warenlager und Sammelschätte aller wilden Tiere für ganz Europa gemacht hat und wir in England Tiere, die es nur im englischen Reich gibt, doch allein über Deutschland bekommen können. Deutschland hat einen Vorteil in seiner geographischen Lage, der es befähigte, die öffentlichen zoologischen Gärten und die Privatmenagerien von Russland, Italien, Österreich, Frankreich und anderer europäischer Länder viel leichter zu versorgen, als wir es könnten. Die deutschen Banken unterstützen diesen Handel mit wilden Tieren durch ihre finanzielle Hilfe. So kam es, daß der deutsche Händler nach Indien, Afrika und in alle unsere Kolonien gehen konnte und britisch geborene wilde Tiere zu Hunderten laufte und verlaufte, während sie bei uns höchstens zu Dutzenden bestellt werden. Die ganze Industrie, selbst die englische, kam zum größten Teil in die Hände des Feinds. Amerika ist so ein besonders gutes Kunde Deutschlands geworden. Es läuft häufig im Laufe eines Jahres durch deutsche Händler 3000 bis 4000 britische Affen, und mit andern wilden Tieren verhielt es sich ähnlich. Die amerikanischen Händler finden gar nichts dabei, für 100 000 M. deutsche Kanarienvögel zu bestellen, obwohl wir in Norwich ebenso gute haben. Aber jetzt ist die beste Gelegenheit, diesen Handelszweig zu einem englischen zu machen, denn es ist wirklich jammervoll, daß die englischen Gebiete voll der schönsten und teuersten Tiere sind und Hamburg und Berlin den Gewinn davon haben.“